



Fotos: akg images, Claudia Below

Mozarts Ende

Ein Texterl von Franzobel

Nachdem die Stadt Wien beschlossen hatte, die Gelegenheit des 250sten Geburtstages von Wolfgang Gottlieb Mozart zu nutzen, nicht nur ein pompöses, exorbitantes Fest zu feiern, nein, ein ganzes Mozartjahr auszurufen, das natürlich weniger den großen Komponisten selbst als vielmehr die Stadt Wien, diese Welthauptstadt der Musik, diese zehnjährige Heimstätte Mozarts ehren sollte, nachdem die Stadt Wien also beinahe selbstlos beschlossen hatte, zu diesem Zweck eigens eine Mozartjahr-Organisations-ges.m.b.H zu gründen, die auch sofort mit einem Intendanten versehen worden war, der nicht zögerte, ein umfangreiches Programm festzulegen, das vor allem behauptete, dass im Grunde jedes Jahr ein Mozartjahr sei, vorerst aber einmal beschloss, Mozart ebenso in die Schulen, Kindergärten, Tagesheimstätten und Horte zu bringen wie auch in die öffentlichen Verkehrsmittel, Gefängnisse, Altenheime, Zoos, Spitäler, Supermärkte und alle anderen denkbaren Orte, nachdem sogar ein Wir-beschallenden-Weltraum-mit-Mozart-Programm initiiert worden war, sich zahllose Ausstellungen und Symposien ankündig-

ten, man also mit dem Schlimmsten, dem Allerschlimmsten rechnen musste, obwohl, oder gerade weil ständig betont wurde, dass es keinesfalls, ganz und gar nie zum Overkill kommen würde, nachdem also all dies und noch viel mehr Mozarteskes passiert war und der Mozart-Overkill schon drohend an der Tür stand, kam ein boshafter, ein perfider, ein widerlicher Mensch darauf, dass man ja nicht nur nicht wisse, wo Mozart begraben liege, sondern auch keinerlei Vorstellung von seinem Äußeren habe. Im Laufe der Zeit hatten sich nämlich sämtliche Mozartbildnisse, angefangen vom Bild am Schoße der Kaiserin Maria Theresia, über das berühmte Salzburger Familienbildnis mit Vater, Nannerl und Pimperl bis zum Porträt als Dirigent der Augsburgsburger Verwandtschaft, als mehr oder weniger gelungene Fälschungen herausgestellt.

Das Bild auf den berühmten Mozartkugeln gleicht dem Komponisten ebenso wenig wie jene auf den Tonträgern oder Opern-Programmheften. Während man von Bach und Schubert sehr genaue Vorstellungen hat, man von jeder Unebenheit im Gesichte Beethovens oder Schumanns weiß, man sogar Haydn und Salieri genauestens beschreiben kann, bleibt Mozart völlig im Dunklen. Man weiß nicht, wie er ausgesehen hat. Wolfgang Gottlieb Mozart hat kein Gesicht. Der größte, der bedeutendste Komponist aller Zeiten ein Mann ohne Aussehen? Ein Dummy?

– Eine Ungeheuerlichkeit, tobte der gerade am Laufband rennende Wiener

Bürgermeister. Wie kann man jemanden ehren, von dem man nicht einmal weiß, wie er ausgesehen hat. Von Wien weiß man es ja auch, von Wien kennt man jedes Grübchen, jede Furche, jedes Bächlein, alles. Das geht nicht! Der Bürgermeister schnaubte wie ein Fiakerpferd, sein Kopf war röter als das Wiener Wappen, aus den Augen spritzte Wiener Wut spitzer als der Turm des Stephansdoms, spritziger als jeder Veltliner, Schweiß rann wie die Donau von seiner Stirn: Das ist das Schlimmste, trocknete er sich ab, das Schlimmste, das ist noch ärger als der Verein zur Förderung der Dummheit, den wir jahrelang subventioniert haben.

– Wir könnten Fälschungen anfertigen lassen, meinte ein Mitglied des Stadtsenates. Geldfälscher aus Bulgarien könnten wir engagieren.

– Das wird man durchschauen.

– Rumänen?

– Hören Sie auf!

– Und wenn wir sagen, Mozart war ein flexibler, ein wandelbarer Mensch – auch in seinem Äußeren?

– Auf keinen Fall! Seien Sie still! Und Sie? Warum lächeln Sie die ganze Zeit? Sie geht diese Geschichte doch am meisten an, fauchte der immer noch am Laufband rennende, wie ein Hamster aussehende Bürgermeister in Richtung Mozartjahr-Intendanten.

– Ganz einfach, lächelte der, weil das Problem schon längst gelöst ist.

– Wie? Ich verstehe nicht. Der Bürgermeister nahm sein um den dicken Hals gelegtes Handtuch, tupfte sich ab.

– Ja, sicher, die Lösung steht vor Ihnen.

– Wo?

– Hier!

– Sie?

– Jawohl. Weil nämlich ich dafür gesorgt habe, dass neben allen Ankündigungen für das Mozartjahr – und das waren viele, ungeheuer viele – immer mein Bild zu sehen war, der Kopf des Generalintendanten der Mozartjahr-Organisations-ges.m.b.H, was allmählich, nach und nach dazu geführt hat, dass die Menschen mich mit Mozart zu identifizieren begannen. Verstehen Sie, die Menschen

haben so lange mein Gesicht in den Gazetten und im Fernsehen gesehen, bis sie mich nicht nur mit dem Mozartjahr, sondern mit Mozart selbst identifiziert haben.

– Sie?

– Ja, wenn ich durch die Stadt spaziere, winken mir die Leute zu, *Hallo Wolferl*, rufen sie, sogar die Produzenten der Mozartartikelindustrie haben schon begonnen, mein Konterfei auf ihre Produkte zu setzen. Verstehen Sie, man hält mich für Mozart. Mich! Laufend bekomme ich Werbegeschenke, werde um Wortspenden gebeten. Erst kürzlich hat mich eine große österreichische Illustrierte zum zweitwichtigsten Österreicher gewählt.

– Und wer war der wichtigste? Ich? Der verschwitzte Bürgermeister lächelte erwartungsfroh.

– Nein, Hermann Maier. Leider.

– Das ist ja absurd, brummte der Bürgermeister.

– Aber es stimmt.

– Sie und Mozart? Bitte!

– Wenn es so ist.

– Und sind Sie musikalisch?

– Kein bisschen!

– Können Sie singen? Klavier spielen?

– Nicht die Bohne.

– Das macht nichts, Sie müssen trotzdem ein Konzert in der Stadthalle geben. Wir lassen Mozart wiederaufleben. Weiß eh keiner, wann der gelebt hat. Wir sagen, Sie sind der Mozart und geben ihre Stimme dem Wiener Bürgermeister. Voila!

So kam es, dass der Generalintendant der Wiener Mozartjahr-Organisationsges.m.b.H bald von Wien, von Österreich, ja, allmählich von der ganzen Welt für Mozart gehalten wurde. Das ganze Budget der Wiener Mozartjahr-Organisationsges.m.b.H, 30 Millionen Euro, ging dafür drauf, den Generalintendanten als Mozart durchzusetzen. Natürlich gab es anfänglich Widerstände, sukzessiv aber griff die Indoktrinierung, verschmolz der Gesichtszug des immer lächelnden, grauhaarigen Mozartintendanten mit dem Namenszug *Mozart*

derart, dass selbst Musikkenner und Opernvereine, selbst Musiker und Dirigenten den Namen Mozart nicht mehr aussprechen oder denken konnten, ohne unwillkürlich an das Gesicht des Generalintendanten zu denken. Sogar die Kleine Nachtmusik, die Zauberflöte oder die Symphonien ließen alle sofort an das Gesicht des Generalintendanten denken. Mozart und er wurden eins.

Nun sah dieser Generalintendant aber weiß Gott nicht aus, wie man sich Mozart hätte vorstellen können, beim besten Willen nicht: ein spitzbübisches, im Grundton aber doch braves Gesicht mit dünnen Lippen, grauem Haarkranz und einer unauffälligen Teetrinkernase, auf der eine eckige Beamtenbrille saß, so dass der Generalintendant mehr einem alt gewordenen Klassenprimus gleich als einem genialen Komponisten; mehr einem Statistiker, den die Zeit mit neuen Formeln überrollt hatte, als einem großen Künstler. Man sah ihm an, er war ein ausrangierter, karrieregeiler, aber erfolglos gebliebener Politiker, dem seine Parteifreunde aufgrund seiner langjährigen Verlässlichkeit dieses Mozartjahr-Ausgedinge verschafft hatten, diesen im Grunde lächerlichen Intendantenposten, ohne damit zu rechnen, dass Wolfgang Kisum, so hieß der Generalintendant, diesen Posten zu einem derartigen Erfolg würde nützen können.

Er gab Konzerte vom Band, was niemandem auffiel, erlangte Kult-Status in Japan und China, wurde im Orient mit Gold aufgewogen, in Russland mit Kaviar, in Grönland mit Robbenfleisch, bekam in Amerika ganze Städte geschenkt, war der Stargast unzähliger Talkshows, lebte ein glamouröses, glanzvolles Leben, bis eines Tages ein paar perfide Musikwissenschaftler die These aufstellten, dass Mozart doch schon längst, zumindest aber 200 Jahre lang tot sein müsse. Wolfgang Kisum ließ sich das nicht gefallen. Er ließ die Aufmüpfigen sofort erschießen. Weil, so seine Argumentation, was gut sei für ihn, sei auch gut für Mozart, und

was gut sei für Mozart, sei gut für die Wirtschaft und komme daher allen Menschen zugute, daher brauche es einen gesunden Mozart in Gestalt von ihm, Wolfgang Kisum. Eine ungeheure Mozart-Industrie entstand. Plötzlich gab es Mozart-Cola, Mozart-Banken, Mozart-Fernsehen – und immer war Kisums lächelndes Gesicht dabei zu sehen.

Nur die Musik gefiel bald keinem mehr, kein Wunder, dachte man doch dabei unwillkürlich nur an Wolfgang Damaskus, diesen zweiten Vornamen hatte er sich zugelegt, Kisum und sein Wirtschaftsimperium, an Cola, Windeln, Bier und Zigaretten, was allmählich dazu führte, dass niemand mehr Mozart-Platten kaufte, niemand mehr in seine Opern oder Konzerte ging, sie bald auch nicht mehr aufgeführt wurden. Und als sich dann auch noch das Wirtschaftsimperium in Damaskus Kisum umbenannte, war Mozart überhaupt verschwunden – zumindest für die nächsten 150 Jahre.



Franzobel, der Autor dieses Beitrags, wurde als Franz Stefan Griebel 1967 in Vöcklabruck geboren. Von 1986 bis 1994 Studium der Germanistik und Geschichte in Wien. 1987 bis 1992 Komparsen am Burgtheater. Seit 1991 vor allem als Autor tätig, Herausgeber der *edition ch* und Teilnahme am Stuttgarter Autorenprojekt *Dichter ans Theater*. Für die Bühne schrieb er u. a. „Das Beuschelgeflecht“ (UA Schauspielhaus Wien, 1996), „Kafka“ (UA Theater im Bahnhof Graz, 1998), „Nathans Dackel“ (UA Landestheater Linz, 1998), „Phettberg. Eine Hermes Tragödie“ (UA Volkstheater Wien, 1999), „Mercedes stirbt“ (UA Stuttgart, 2000), „Volksoper“ (UA Landestheater Linz, 2000), „Mayerling“ (UA Volkstheater Wien, 2001), „Narrenturm“ (UA FFT Düsseldorf, 2002) und „Mozarts Vision“ (UA 2003, Volkstheater Wien). Er lebt als freischaffender Autor in Wien und Pichlwang.



Foto: Maria Ziegelboeck